Illustrirtes Sonntags-Blatt

der

„Thorner Presse."

Verlag von C. Dombrowski in Thorn.

№ 9.	4. Quartal.	1887.

Ellinor.

Novelle von **H. Riedel.**

(5. Fortsetzung.)

[9]

(Nachdruck verboten.)

Die Kommerzienräthin war eine unbewegliche Zuschauerin dieser kurzen Szene gewesen. Ohne auch nur mit der Wimper zu zucken, hatte sie den Vorgang an sich vorübergehen sehen. Nun sah sie auf das junge Mädchen nieder, das auf einen Stuhl gesunken war und das Gesicht mit den Händen bedeckte. Heiße Thränen stürzten ihr unaufhaltsam über die schmalen Finger hinweg und sie achtete es nicht.

„Laß' rinnen der Thränen vergeblichen Lauf!" dachte die Kommerzienräthin, vielleicht mit einer Regung des Mitleids, vielleicht auch der Reue — aber Beides schwand so schnell dahin, wie es gekommen.

„Warum weinst Du, Ellinor?" fragte sie nach einer Weile. Und ohne eine Antwort zu erwarten, fuhr sie fort: „Es ist nicht anders im Leben, Kind: Kommen und Gehen. Kuno's Urlaub neigt sich eben seinem Ende zu, und den Rest desselben wollen wir dazu benutzen, Excellenz nach Hohenhorst, dem Stammgut der Familie, zu begleiten."

Die thränenden Augen hatten sich langsam auf sie gerichtet — es war der große, volle Blick, dem die Kommerzienräthin niemals gern begegnete. Auch heute wandte sie sich ab, um den Ausdruck ihres Gesichts vor diesem Blick zu verbergen. Eine dunkle Röthe lag auf ihren Wangen, in ihren Augen glänzte und blitzte es auf, als stöben Feuerfunken über einer dunklen Tiefe, — um ihren festgeschlossenen Mund zuckte es, als könne er einen Ausruf des Triumphs und stolzer Freude kaum zurückhalten, ihre Gestalt richtete sich hoch auf und der Kopf bog sich in den Nacken. — Wie eine Siegerin stand sie da. — Sah sie den Gipfel des hohen Berges so dicht vor sich, den zu erreichen sie sich zum Ziel ihres Lebens gestellt? Sah sie ihn in purpurrothem Lichte erstrahlen? Und ballte sich kein einziges Gewölk drohend zusammen, das ihn den weitschauenden Augen verhüllt hätte? — Leicht



Margarita, Königin von Italien. (S. 72.)

und beflügelt fast war der Schritt, mit dem sie aus dem Saal ging, ohne den Blick noch einmal dem Kinde zuzuwenden, dem sie eine Mutter hatte sein wollen. Fort jeder Gedanke an die Vergangenheit, die weit, weit hinter ihr lag.

Vorwärts — hoch und höher hinauf! Vergiß keinen Augenblick, stolzes Frauenherz, die Parole, die dich geleitet von Jahr zu Jahr, wie ein flimmerndes Licht, über Sumpf und Untiefen schwebend! Weiter, weiter auf der Bahn, die zu schwindelnder Höhe führt, — noch ein paar feste Schritte, nicht rechts und links geschaut, nicht gezögert, und du bist oben angelangt! —

Ellinor trocknete ihre Thränen. Sie trat aus dem Saal in das Vorgemach und fuhr hier betroffen zurück, denn vor ihr stand Herr Fernon. Auch ihm war sie selten begegnet in der letzten Zeit, und sein Erscheinen hier um diese Stunde so ungewöhnlich, daß sie sogleich vermuthete, dasselbe gelte ihr, und sie hatte sich in ihrer Voraussetzung nicht geirrt.

In seine Brusttasche greifend, zog er ein zierliches Billet hervor und sagte mit einem Lächeln: „Ich sehnte mich so sehr, in Ihre Nähe zu kommen, Fräulein Ellinor, daß ich gern und diensteifrig einen Auftrag Ihres Freundes übernahm — er sendet Ihnen diese Zeilen."

Ellinor blickte auf das Briefchen, das keine Adresse trug. Sie sah mißtrauisch in Fernon's Gesicht.

„Ist es für mich bestimmt? — Ich kann es kaum annehmen, denn ich habe eben erst mit Kuno gesprochen."

Fernon zuckte die Schultern. „Ich sollte mich beleidigt fühlen durch Ihren Zweifel, Fräulein Ellinor," entgegnete er mit einem langen, tiefen Blick in ihr Antlitz, und dann fuhr er in verändertem Tone fort: „Sie sehen blaß und angegriffen aus, mehr als das, Ihre Augen sind vom Weinen geröthet, es wird bald anders werden, Fräulein Ellinor! Nur Geduld!" Und mit diesen Worten verließ er sie, welche in einer sonderbaren Stimmung zurückblieb.

Es trieb sie mächtig, das Billet zu öffnen,

und doch warnte sie ein Etwas in ihrer Brust, diesem Impulse zu folgen. Aber obwohl sie während des Ganges nach ihrem Zimmer heftig gegen die Macht ankämpfte, die selbst in ihre Fingerspitzen einzudringen schien, vermochte sie dieselbe nicht zu besiegen. Denn kaum hatte sie die Schwelle ihres Zimmers überschritten, so öffnete sie auch schon das Briefchen.

„Das ist nicht Kuno's Handschrift," war ihre erste Empfindung, — „oder er hat die Worte in großer Eile geschrieben," ihre zweite, und dieser gehorchend, überflogen ihre Augen die wenigen Zeilen: „Um neun Uhr ist die Festlichkeit in vollem Gange — ein ungestörtes Zusammensein wäre um diese Zeit im neuen Pavillon zu ermöglichen. Unter vier Augen sagt sich Manches besser und leichter, als unter lästigen Zeugen. — — Um Pünktlichkeit wird gebeten."

Kein Name stand darunter, es fand sich keine Ueberschrift, nichts, was einen Anhalt für die Echtheit dieses Schreibens hätte bieten können, — und dennoch war Ellinor sogleich davon überzeugt, der Ruf gelte ihr, und entschlossen, ihm Folge zu leisten. Und noch niemals hatte sie ihre Freude so laut geäußert, als in diesem Augenblick, in der Hoffnung eines ungestörten Beisammenseins mit dem Geliebten.

Den Brief hoch in die Luft emporhaltend, sprang sie mit ihm im Zimmer umher, drückte ihn an ihre Lippen, lachte und weinte zu gleicher Zeit, um dann ein lustiges Liedchen vor sich hinzuträllern, das Kuno sie vor Jahren gelehrt. Mit einer übermüthigen Bewegung die Haare aus ihrer Stirn streichend, fielen ihre Füßchen in den Walzertakt des kleinen Liedes, sie drehte sich schnell und schneller im Kreise umher, um endlich, vom Schwindel erfaßt, auf einen Stuhl niederzusinken.

Etwas wie Beschämung schlich in ihre Seele und ließ sie die Augen niederschlagen, die sie gleich darauf doch wieder mit einem schalkhaften Blick emporhob. Sie trat vor ihren Spiegel und sah in das erhitzte Gesicht, welches ihr das Glas zeigte, mit den dunkel erglänzenden Augen, den rothen, halbgeöffneten Lippen, den feingezeichneten Umrissen der Züge, wie auf etwas Neues. „Wenn Kuno mich jetzt sehen würde!" flüsterte sie und die Glut ihrer Wangen vertiefte sich noch. Er hatte sie reizend genannt, noch vor wenigen Tagen, und sie war es, das fühlte sie zum ersten Mal in ihrem Leben.

Das Zimmer ward ihr zu eng, sie riß das Fenster auf und sah in den Himmel hinein, der die Farbe ihrer Augen zeigte: ein wolkenloses, tiefes Blau. Wie fernes Meeresrauschen drang das Geräusch der Großstadt zu ihr hinüber, — leise, geheimnißvoll plätscherte der Springbrunnen dort unter ihrem Fenster und schnellte die Wassersäulen so hoch empor, daß einzelne Tropfen wie neckisch das glühende Antlitz Ellinor's berührten.

Brütend lag die Mittagssonne über dem Garten und beugte Blumen und Gräser zur Erde.

Ein banges Gefühl legte sich wie eine heiße, fiebernde Hand auf Ellinor nieder — — „O, wenn nur der Abend erst dunkelte," seufzte sie auf, „der schönste vielleicht meines Lebens?!"

Noch acht Stunden waren auszufüllen, womit? Sie warf einen pathetischen Blick zu den Büchern hinüber, — „euch sehe ich heut' nicht an," sagte sie mit einer großen Handbewegung zu ihnen hin.

Vielleicht konnte man der Frau Mertens etwas zur Hand gehen, trotz des Verbots der Kommerzienräthin — — den Plan fassen und ausführen war Eins, — schon lief sie die Treppe in's Erdgeschoß hinab. Von unten her erscholl Fernon's Stimme: „Ich habe Ihren Auftrag auf's Beste ausgerichtet, Frau Mertens!"

„Nun, und was sagte der junge Herr zu dem feinen Briefchen? Mir brannte das kleine Ding schon unter den Fingern, und Herr Kuno nirgends zu finden — ich bin Ihnen recht dankbar, Herr Fernon, daß Sie mir die Besorgung abnahmen."

„Herr Fernon heut' als Briefträger?" rief Ellinor lachend dem ihr Begegnenden zu. Er stutzte, etwas wie Verlegenheit malte sich in seinen Zügen und mit stummer Verbeugung schritt er eilends weiter.

Ellinor umfaßte Frau Mertens mit beiden Armen, — die alte Frau sah zärtlich und doch erstaunt in das strahlende Gesichtchen, das sich zu ihr beugte. „So gefallen Sie mir, Ellychen," rief sie aus. „Was ist Ihnen Freudiges begegnet?"

Statt aller Antwort fragte Ellinor: „Also Kuno hat auch ein Briefchen bekommen, — von wem, liebe Frau Mertens?"

„Kleine Neugierige! — ich sollte es eigentlich nicht sagen — aber meinem Herzblatt: von der Komtesse, Ellychen, — 's ist gewiß irgend eine Heimlichkeit für den heutigen Abend — es wird wirklich großartig, eben ist der Koch gekommen zur Bereitung der Pasteten und sonstigen Leckerbissen. Sie können noch die Blumenschalen füllen, Kindchen, wollen Sie?"

Ellinor nickte, aber — sie wußte nicht, wie es kam — mit ihrer frohen Stimmung war es mit einem Mal vorbei. —

* *
*

Kühl senkte sich der Abend hernieder, auf dessen dichten Schleier man in der Villa Müllner gerechnet, die bunten unzähligen Lampions und Flammen, mit denen der Garten zauberhaft geschmückt war, zur vollen Geltung zu bringen. Wie in einem zur Wirklichkeit gewordenen Märchen aus „Tausend und eine Nacht" glänzte und schimmerte es dort in den Gängen und Zelten von Licht, Blumen, kostbaren Stoffen und Verzierungen, hin- und herwogenden Gestalten, — schallte es wider von dem Getön der Stimmen und hellem Lachen, sowie von den Klängen des Orchesters bis in die fernsten, tageshell erleuchteten Ecken des großen Gartens und Parkes. Wirkungsvoll aus der Mitte des Gartens hervor ragte der prächtige, in maurischem Geschmack erbaute Pavillon, dessen Ausschmückung durch hervorragende Künstler geleitet worden war. Verhältnißmäßig leer war's jedoch in seiner nächsten Umgebung. Nur wenige Neugierige schlugen die schweren Vorhänge zurück, welche den Eingang bargen, um einen Blick in das Innere zu werfen, aus dem ihnen exotische Düfte entgegenströmten. Es mochte nichts Verlockendes in dieser schwülen, heißen, betäubende Wohlgerüche aushauchenden Luft liegen, während des Sommerabends köstliche Kühle draußen winkte, — denn die Vorhänge senkten sich rasch wieder hinab und die Wißbegierde schien durch diesen einen Blick vollständig befriedigt. — Hell und deutlich trug der Wind die Glockenklänge aus der Stadt herüber, welche die neunte Stunde verkündigten.

Vorsichtig die am glanzvollsten beleuchteten Plätze und Wege meidend, huschte eine dunkel gekleidete Gestalt dem Pavillon zu. In seiner Nähe angelangt, sah sie sich nach allen Seiten um, ehe sie behend hineinschlüpfte, und hier, in der Mitte des durch Blumengruppen in verschiedene Fächer getheilten Raumes blieb sie stehen, um mit großen Augen die ringsum entwickelte Pracht anzustaunen. Unheimlich schien die auf dem Raum lastende Stille sie zu bedrücken, — sich, trotz der Hitze fester in die Falten ihres Mantels hüllend, suchte sie ein durch dichtes Blattgewirr verborgenes Plätzchen auf und ließ sich hier auf das schwellende Polster nieder, um, den Kopf vorgebeugt, jedem Geräusch zu lauschen, das sich von draußen her vernehmen ließ. Emporfahrend von dem leisen Rauschen des Vorhanges, sank sie jedoch schnell wieder zurück. Denn eine weiße Hand hielt die Falten der Portière gefaßt und ein Paar glänzende Augen aus einem blond umrahmten, zarten Gesicht hervor, durchforschten den durch Oberlicht geheimnißvoll erhellten Raum.

„Noch keine Menschenseele hier?" tönte es wie in verhaltenem Aerger von den Lippen der Dame, welche nun rasch eintrat und sich einem Divan näherte, um hier, sich weit in den Kissen zurücklehnend, das Kommende zu erwarten.

Sie löste die Schnur, welche einen weißen, weichen Burnus um ihre Schultern zusammenhielt, und ließ ihn mit einer lässigen Bewegung hinabrollen, während sie ihr reiches Haar ordnete und prüfend über den Faltenwurf ihres Spitzenkleides herabsah, hier und da eine Schleife ordnend.

Die Beobachterin hinter der Blumengruppe, ihre Befangenheit überwindend, richtete sich jetzt empor und trat einen Schritt vorwärts — aber nicht das unerwartete Geräusch allein, welches diese Bewegung verursachte, konnte ein solches Erschrecken hervorrufen, wie es sich auf dem Antlitz der zuletzt Angekommenen malte. Die Hände wie zur Abwehr von sich streckend, starrte sie, wie auf eine Geistererscheinung, auf die zwischen dem Blattgrün emportauchende dunkle Gestalt. „Edward!" entrang es sich ihren Lippen. Im nächsten Moment hatte sie ihren Irrthum eingesehen und wandte sich in fast rauh klingendem Ton an die sich langsam Nähernde: „Was suchen Sie hier?"

All' ihren Trotz fühlte die auf solche Weise Angeredete in sich emporsteigen und ihre Wangen röthen. „Die gleiche Frage könnte ich Ihnen entgegenstellen, Fräulein v. Hohenhorst," sagte sie.

Die Komtesse sah mit dem Ausdruck offenbarer Verwunderung in die furchtlos auf sie gerichteten Augen, und maß die zierliche Gestalt des jungen Mädchens, welches ihren Mantel abgeworfen, mit einem langen Blick, ehe sie erwiderte:

„Es scheint mir, als ob Sie unsere gegenseitigen Stellungen zum Hause des Kommerzienraths etwas verkennten, Fräulein — Fräulein" —

„Ich heiße Ellinor Müllner," fiel hier die Andere stolz und schnell ein.

„Sie führen diesen Namen wohl nicht mit vollem Recht," lächelte Hella von Hohenhorst.

„Doch," sagte Ellinor und fügte, ohne zu überlegen, oder die möglichen Folgen ihrer Mitteilung zu bedenken, rasch hinzu: „Ich bin nicht nur die Pflegetochter des Kommerzienraths, sonder auch seine Nichte."

„Wirklich?" meinte die Komtesse und ihr Ton verrieth berechtigten Zweifel.

„So wären Sie gar mit Kuno Müllner verwandt? Das ist in der That eine überraschende Neuigkeit!"

Ellinor antwortete nicht. Eine heiße Glut war in ihr Gesicht gestiegen, das sie mit den Händen bedeckte Sie sank auf einen Sessel nieder, wie erdrückt von der Wucht der Vorwürfe, welche sie bestürmten.

Hella indessen legte sich dieses Gebahren auf andere Weise aus.

„Man darf nicht zu weit gehen in seinen Behauptungen, mein Fräulein," sagte sie spöttisch. „Die Erfahrung lehrt, daß die Strafe der Schuld oft auf dem Fuße folgt — — Wie wär's, wenn ich Herrn Kuno fragte:

Wie denken Sie über Ihre neue Verwandte? — Ich erwarte ihn im Augenblick hier an dieser Stelle — wollen Sie zugegen sein, wenn ich von ihm eine Aufklärung über diesen Punkt erbitte?"

Ellinor hob den Kopf empor — Erstaunen zugleich mit Verwirrung zeigten ihre Mienen.

„Ich bin auf Kuno's Geheiß hierher gekommen," sagte sie leise und zaghaft, Hella's letzte Frage ganz überhörend. „Auch an Sie hat er geschrieben?"

Hella senkte in einiger Verlegenheit die Wimpern vor dem forschenden Blick der großen, schönen Augen dort vor ihr.

„Ich verstehe das nicht," rief sie, ungeduldig mit ihrem kleinen Fuß auf den Boden klopfend. „Hat er ein Rendezvous zwischen uns Beiden beabsichtigt? — Welches sind Ihre Pläne, mein Fräulein?" wandte sie sich dann in schroffem Uebergang Ellinor zu.

„Ich habe keine," entgegnete diese, eingeschüchtert durch die scharfe Frage, in ängstlichem Ton. „Ich folgte Kuno's brieflicher Aufforderung, weil ich so gern ihn zu sprechen wünschte vor seiner Abreise" — — Thränen standen in ihren Augen, die sie vergebens zurückzuhalten strebte, und ihre Lippen zitterten, als sie hinzufügte: „Er ist es mir schuldig, eine Aufklärung zu geben" —

Wieder lächelte die Komtesse und fiel, Ellinor's Zögern bemerkend, ihr rasch in die Rede:

„Vielleicht könnte ich Ihnen an seiner Stelle dienen — was wünschen Sie zu wissen?"

„Sie können mir es nicht sagen!" rief Ellinor, und aus ihrer Stimme klang so tiefer Schmerz heraus, daß Hella von Hohenhorst betroffen zurückwich. Aber schon im nächsten Moment beugte sie sich Ellinor wieder zu.

„Sie lieben ihn?" sagte sie fragend, und fügte schnell hinzu: „Und er hat Sie verrathen!"

Ellinor sprang empor.

„Was wagen Sie zu sagen!" rief sie aus — ihr ganzes Wesen war wie mit einem Schlage verwandelt.

„Still, still, mein Kind — ich sage nichts, was ich nicht verantworten kann. — Wissen Sie, wohin der Besuch auf Hohenhorst zielt, von dem Sie unfraglich vernommen haben? — Sie ahnen es nicht — ich lese es in Ihren Mienen — aber Sie sollen nicht länger im Ungewissen darüber bleiben: Kuno Müllner, den Sie lieben und der vielleicht ein gleiches Gefühl für Sie empfindet, er steht im Begriff, sich mit mir zu verloben. Warum? — Seine Mutter wünscht es, und er ist ein gehorsamer Sohn. Man muß den Pfeil auf die Ferse zu richten verstehen, an welcher er sterblich ist."

Die Komtesse sagte es mit einer Bitterkeit, welche auf Ellinor's Lippen die Worte zurückhielt, die Kummer, Zorn, Unglaube darauf drängten. „Fragen Sie ihn selbst, ob ich ihm Unrecht gethan," fügte Hella hinzu, nach dem Eingang des Zeltes deutend.

Dort stand Kuno Müllner in seiner schmucken Offiziersuniform, ein freundliches Lächeln auf seinem schönen Angesicht. Und hinter ihm, seinem Schatten gleich, tauchte eine zweite Gestalt auf, um im nächsten Augenblick wieder zu verschwinden.

„Sie haben Ihre Wette gewonnen, lieber Fernon," sagte Kuno lebhaft, sich rückwärts wendend, „ich finde die beiden Damen wirklich hier beisammen. — Er ist auf und davon," rief er erstaunt aus, gewahrend, daß er in den leeren Raum hineingesprochen, und zugleich fühlte er seinen Arm stürmisch erfaßt.

„Sag', daß es nicht wahr ist — sag', daß Du mich liebst! — Wie hast Du mich gehütet, als wir noch Kinder waren, und wie hast Du später treulich an mich gedacht! Noch so fern von mir, fühlte ich doch immer die Nähe Deiner Gedanken! O, Kuno, sag', daß Du mich noch liebst!"

Ellinor war's, die sich an ihn hängte mit diesen leidenschaftlich hervorgestoßenen Worten, mit flehendem Blick zu ihm aufsehend, — unendlich reizend mit der bittenden Gebährde und dem Ausdruck unbeschränkten Vertrauens in dem süßen Kindesangesicht!

„Sei nicht so aufgeregt, meine Kleine, mein holder Liebling, — bedenk', wir sind nicht allein," flüsterte er ihr zu, liebkosend mit der Hand ihre Wange berührend. „Sie ist mein verwöhntes Schwesterchen, Komtesse," sagte er dann, als müsse er Ellinor's ungewöhnliche Erregung entschuldigen, aber er versuchte zugleich, seinen Arm aus den ihn umklammernden Händen zu befreien, während sein Blick auf dem Antlitz Hella's ruhte, dessen Unbeweglichkeit ihn zu befremden schien. „Geh' nach Hause, Elly, ich habe mit der Komtesse zu sprechen."

„Mit mir nicht?" fragte Ellinor, ohne seinen Arm loszulassen. „Warum denn bestelltest Du mich her? — O, Kuno, glaubst Du, ich hätte mich durch den erleuchteten Garten geschlichen, wenn es nicht um Deinetwillen gewesen wäre?"

Er sah kopfschüttelnd auf sie nieder.

„Ich hätte Dich herbestellt? — Kind, Du phantasirst! Ruhe thut Dir vor Allem noth — geh' heim, ich wiederhole es Dir, ich bitte Dich darum!"

Sie umklammerte seinen Arm noch fester.

„Du willst nicht an mich geschrieben haben? Von wem denn ist dieser Brief?" Sie zog ein zerknittertes Billet hervor und hielt es ihm vor Augen.

Er überflog die Zeilen und sagte ruhig:

„Von mir nicht."

„Ich habe es geschrieben," bekannte, vortretend, die Komtesse. „Es ist nicht meine Schuld, daß der Brief nicht in die rechten Hände gelangt ist — in die Ihrigen, Herr Kuno Müllner — ich konnte die Unsicherheit der Botin nicht ahnen. Wer gab Ihnen denn diesen Brief?" wandte sie sich Ellinor zu.

„Herr Fernon," entgegnete diese leise und schuldbewußt, — „und ich hätte ihn nicht annehmen sollen — denn er trug keine Adresse. Und ich hätte ihn auch nicht lesen dürfen, denn die Handschrift erschien mir fremd — und dennoch — ich wünschte so sehr, die Zeilen wären von Dir, Kuno, und darum glaubte ich's auch. Kannst Du mir verzeihen?"

Er antwortete nicht, er sah fragend zur Komtesse hinüber — sie blickte ernst vor sich nieder.

„Der Zufall also hat mich mit jener jungen Dame zusammengeführt," begann sie nach einer Weile tiefen Schweigens, — „und ließ mich eine wunderbare Neuigkeit erfahren. O, diese Welt von Schein und Lüge, voll kalter Berechnung! — Warum sagten Sie mir nicht, offen und ehrlich, daß Ihr Herz in süßen Banden liegt? Ich wäre vor der Versuchung geflohen, die mir in Ihrer Person nahe trat. Weshalb muß ich diese Stunde erleben, die mir zeigt, wie gering meine Vorzüge anzuschlagen sind, wie hoch ich die Ihrigen gerechnet!"

Wie betäubt von dieser Wahrnehmung sank Hella von Hohenhorst wieder auf den Divan nieder, von dem sie sich während ihrer Worte erhoben. Eine hastige Bewegung ihrer weißen Arme — und eine silberne Nadel hatte sich aus ihrem üppigen Haar gelöst, welches nun wellengleich ihre schlanke Gestalt umfluthete. Kuno hatte sie noch nie so schön gesehen — er machte sich mit einer unmuthigen, fast heftigen Bewegung von Ellinor los und eilte Hella näher.

„Hören Sie mich doch an, Hella," bat er leisen, aber eindringlichen Tones. „Verschwenden Sie nicht Worte und Thränen wegen einer Bagatelle! — Was würde Mama sagen bei dieser Szene!"

„Das ist's!" rief Hella und richtete sich jäh empor. Ihr weißes Gesicht mit zarter Röthe überhaucht und in der That von Thränen überströmt, schaute sie ihn mit den schimmernden Augen an. „Wenn Sie nicht die Vorwürfe Ihrer Mutter fürchteten: mein Kummer würde Sie nicht rühren."

„O, Hella, wie sehr verkennen Sie mich," wandte er ein, während sein Gesicht sich röthete. Glaubte sie, daß er sich noch am Gängelbande führen ließe? Dann mußte sie, je früher, je besser, eine andere Meinung von ihm bekommen. Und so begann er denn hastig:

„Aus eigenem Antriebe suchte ich Sie in Baden=Baden auf, folgte Ihrer Spur und habe niemals nachgelassen, in Ihnen das Ideal anziehender Weiblichkeit, wahrer Vornehmheit zu verehren."

„Während doch Ihr Herz einer Anderen gehört," wandte Hella mit bitterem Lächeln ein.

Er senkte den Kopf. Das wenigstens wollte er nicht leugnen, daß er Ellinor mit aller Zärtlichkeit reiner, unentweihter Liebe umfing — sie, sein Kleinod. — Ein tiefer Seufzer hob seine Brust, aber dennoch sagte er langsam und deutlich:

„Ich habe längst zwischen ihr und Ihnen gewählt."

Und nun sah er sich nach Ellinor um. Der Raum war leer. Einen leisen Schrei ausstoßend, lief er durch die Pflanzengruppen, achtlos Zweige und Blüthen knickend, hob hier und da eine Draperie auf, rief Ellinor's Namen — und dachte dabei mit einem Gefühl der Erleichterung:

„Gottlob! Sie hat meine letzten Worte nicht gehört! So bleibt ihr das Schwere noch eine Weile erspart — — Meine arme Kleine, ich wollte, Du möchtest es leicht überwinden!" sagte er laut vor sich hin.

„Und Sie?" fragte die Komtesse, deren Anwesenheit er vergessen zu haben schien, und um ihre Lippen zuckte es wie in verhaltener Ungeduld über des jungen Mannes Gebahren, — denken Sie nicht an sich selbst? Empfinden Sie keine Lücke, keine Leere?"

„Ich?"

Er lächelte wie in bitterer Selbstverachtung.

„Was wird mir an Ihrer Seite fehlen?"

Unbewußt sprach er dieselben Worte nach, welche seine Mutter ihm vor einigen Tagen bedeutsam zugerufen.

„Dank!" sagte die Komtesse ruhig, während sie ihre aristokratisch geformte Hand auf den dargebotenen Arm legte. Beide schritten dem Ausgange des Pavillons zu, um sich wieder unbefangen unter die übrigen Gäste zu mischen. Ein leises Geflüster entstand, als das junge Paar die Reihen durchschritt, welche sich bereits zur Polonaise zu ordnen begannen. Der Ball sollte beginnen.

Noch Niemand hatte das Fräulein von Hohenhorst in so glänzender Laune gesehen, wie sie bei ihr heute im Verlauf des Abends sich äußerte. Witzesworte sprühten in den Tanzpausen gleich Raketenfeuer um sie her, von ihr ausgehend, sie treffend. Und Kuno wurde in den tollen Wirbel mit hineingerissen. Wehrte er sich dagegen? — O, nein, er schien sich mit voller Lust dem Augenblick hinzugeben.

Die Kommerzienräthin nickte ihm einige Male Beifall zu, — es schienen ihr Schwingen gewachsen, so leicht und graziös bewegte sie sich in ihrer stolzen Schönheit zwischen ihren Gästen hin und her, immer jedoch in den nächsten Umkreis von Excellenz zurückkehrend, um sich in den von ihr ausgehenden Strahlen zu sonnen. Excellenz konnte mit ihrem Hof=

staat zufrieden sein und war es augenscheinlich. Ein Fächerwinken ihrer Tochter war nicht unbeachtet von ihr geblieben. „All right," hatte sie lächelnd vor sich hingemurmelt.

* * *

Der nächste Morgensonnenschein beleuchtete ein wunderliches Bild in weitem Rahmen: die Ueberreste abgebrochener Zelte, zerstampfte Wege, zertretenen Rasen, welke Blumen, Fetzen luftiger Ballkleiderstoffe in buntem Chaos durcheinander. Es hatte den Anschein, als sei hier ein Zigeunerlager gewesen. Vor der Thür der Müllnerschen Villa stand ein mit Koffern schwer bepackter Reisewagen.

Nicht lange dauerte es, so erschienen Excellenz mit ihrer Tochter, sowie die Kommerzienräthin im Reiseanzuge auf der Treppe, vom Kommerzienrath gefolgt und zum Wagen geleitet.

Hella, zart und bleich wie eine weiße Lilie, einen elegischen Ausdruck in ihren feinen Zügen, sah sich nach allen Seiten um.

„Es ist mir unbegreiflich, wo mein Sohn bleibt," sagte die Kommerzienräthin, sich neben Excellenz im Fond niederlassend. Ihre verdüsterten Mienen klärten sich etwas auf, als Kuno in diesem Augenblick herzugeeilt kam. Er hatte sich so lange im Park aufgehalten, hatte lange auf der selbstgezimmerten Bank unter den hohen Buchenbäumen gesessen.

Hatte er dort Ellinor zu finden gehofft? — sie war nicht gekommen. Und hatte er nun dort Abschied genommen von einer fröhlichen Jugendzeit, — einen Abschluß gemacht mit dem Leben, wie er es einst sich erträumt? — Auf seinem Antlitz, wie er jetzt, dem strengen Blick der Mutter begegnend, wie ein schuldbewußter Knabe eine Entschuldigung für sein Säumen stammelte und neben Hella auf dem Rücksitz Platz nahm, lag ein Ausdruck, als ob er für immer des Lebens Freuden entsagt, mehr noch, als ob ihm das Leben selber zur Qual geworden.



Mufflons und Lämmergeier. Originalzeichnung von Fr. Specht. (S. 72)

Schwerfällig setzte sich der Wagen in Bewegung.

„Ich werde nicht versäumen, nachzukommen, sobald es meine vielfach angehäuften Geschäfte mir nur irgend gestatten," rief der Kommerzienrath auf eine dahin bezügliche Bemerkung der Gräfin dem davonrollenden Gefährt nach. Dann blieb er ein paar Augenblicke auf der Treppe stehen, sein unbedecktes Haupt mit dem dürftigen Haar dem frischen Morgenwind preisgebend, rieb sich, wie in stillem Vergnügen über die ihn erwartende Arbeitslast, die Hände und kehrte dann zu seiner Tasse abgekühlten, aber dennoch verlockend duftenden Moccas, die er im Stich gelassen, und zu seiner Zeitung zurück.

Ellinor hatte das Davonrollen des Reisewagens gehört, obwohl sie, vor ihrem die Nacht über unberührt gebliebenen Lager auf den Knien liegend, ihren Kopf tief in dessen Kissen verborgen gehalten.

Als sie sich jetzt aufrichtete, glimmte ein düsteres Feuer in ihren sonst so klaren, freundlichen Augen.

Nachdem sie ihren Anzug geordnet, Augen und Stirn gekühlt und ihr Haar glatt gestrichen, ging sie in's Wohnzimmer hinab, der einzige Raum, welcher an vorhergehenden Tage keine Umwälzungen erlitten. Hier kam ihr Frau Mertens mit vorgesteckter leinener Schürze und erhitztem Gesicht entgegen.

„Na, unsere Herrschaften sind also glücklich mit ihrem vornehmen Besuch abgereist," sagte sie und fügte mit einem Augenaufblick zur Zimmerdecke hinzu: „War das eine Jagd hier im Hause — und im Park und Garten ist auch schon Alles zerstört, was soviel Geld gekostet. Aber Sie hören ja garnicht auf mich, Liebchen," unterbrach sie sich und sah verwundert auf Ellinor hin, — „wollen Sie nicht Kaffee trinken?"

„Nein," sagte Ellinor, „danke, ich bin müde, sehr müde. Ich habe die Nacht wegen des wüsten Lärmens unten schlecht geschlafen. — Ich werde mich hier auf's Sopha setzen, vielleicht, daß es mir hier gelingt, zur Ruhe zu kommen. — Lassen Sie aber, bitte, Herrn Fernon von mir melden, daß ich ihn sogleich zu sprechen wünschte. Und dann führen Sie ihn zu mir."

Frau Mertens blickte unverwandt, mit leisem Kopfschütteln, in das junge Gesicht, das einen so sonderbaren Ausdruck trug, wie er ihr noch garnicht vorgekommen, und dachte: „Wie ihre Sprache verändert klingt! — Was hat man dem armen Kinde wieder gethan?"



Kaiser Wilhelm im Thiergarten. Originalzeichnung von E. Hader. (Mit Text auf Seite 72.)

Dann holte sie eilfertig eine Tasse Kaffee herbei, zwang Ellinor mit einer sanften Gewalt, der nicht zu widerstehen war, sich auf das Sopha niederzulegen und den belebenden Trank zu sich zu nehmen, und hüllte sie dann in eine warme Decke ein. Mit einem vorwurfsvollen Blick nach dem Fenster hin, als wenn sie der Beleuchtung die Schuld beimessen wolle, daß ihr Schützling so blaß aussähe, bestellte sie die Abschiedsgrüße der Kommerzienräthin und „des jungen Herrn". „Er hielt mich immerfort bei der Hand fest, während er auf jedes leichte Geräusch von außen lauschte, und sah so blaß aus, daß es mich jammerte."

(Fortsetzung folgt.)

Onkel Franz.

Von **H. Dietz.**

(Nachdruck verboten.)

Mein Onkel Franz ist ein liebenswürdiger, alter Herr, ein ganzer Prachtmensch, mit schneeweißem Haar und silberglänzendem Bart; einer jener „Nummer-Eins"-Menschen, die den großen Haufen licht und klar überstrahlen, an denen der an seiner Menschenachtung und Menschenwürde schiffbrüchig Gewordene wie in einem Nothhafen vor Anker geht. Es ist eigenthümlich; aber schon in meiner Jugenderinnerung lebt Onkel Franz als alter, silberhaariger Greis, trotzdem er doch heute, wo ich selbst schon ein Mann in Amt und Würden, noch ebenso ausschreitet und ebenso ausschaut. Wunderlich das! Aber ich weiß noch ganz genau, wie mich dieses Faktum schon als fünfzehnjährigen Jungen irre machte, als eines Tages meine Mutter, des Onkels Schwester, in meiner Gegenwart zu dem Vater über ein Heirathsprojekt für Onkel Franz sprach. Onkel Franz, der alte, silberhaarige Greis, sollte heirathen? Ich lachte hell auf. Und als ich, nach dem Grunde meiner ungeziemenden Heiterkeit befragt, ganz ernstlich raisonnirte, „Onkel Franz könnte doch nicht mehr heirathen, der sei schon zu alt," lächelte meine gute Mutter trübe und meinte, der Onkel Franz sei noch gar kein alter Mann. Und was mir damals höchst sonderbar vorkam, heute kann ich's begreifen, daß man ganz gut noch gar kein alter Mann und doch ein Greis sein kann, ein Greis an Haaren und Erfahrung.

Der gute Onkel hatte manchmal einen so tief traurigen Blick, daß mir bei seinem Aufschauen gar oft die Thränen in die Augen traten. Fragte ich dann wohl, „sage einmal, guter Onkel Franz, weshalb blickst Du so traurig?" dann schaute er noch trauriger aus, streichelte aber freundlich meine Stirne und sagte: „Geh', mein Junge, das verstehst Du nicht!"

Onkel Franz war mir ein Räthsel und blieb es bis vor ganz kurzer Zeit, wo plötzlich der Schleier fiel und ich gewürdigt wurde, in ein tiefes, stilles, trauriges Menschenleben hineinzuschauen, wie in ein offenes Buch, dessen Zeilen mit Blut geschrieben, mit warmem, rothem Herzblut.

Wie das so kam? Nun ja, Onkel Franz wohnte bei mir. Zwar hatte er ausreichend zu leben, doch zog er mein stilles Heim dem Trubel da draußen vor, und so lebten wir still, friedlich und gemüthlich bei einander. Onkels Augen waren recht schwach geworden, besonders zum Lesen, und so hatte ich denn die Pflicht, alle an ihn einlaufenden Briefe vorzulesen und, wenn nöthig, zu beantworten.

Eines Morgens nun war ein Brief aus Rußland, Poststempel Petersburg, angekommen an seine alte Adresse, ihm aber hierher nachgeschickt. Der Absender mußte demgemäß mindestens fünf Jahre außer aller Verbindung mit Onkel Franz stehen, denn seit so lange hatte dieser sein Asyl bei mir aufgeschlagen.

Ich öffnete den Umschlag und entnahm demselben zwei einzeln gefaltete Blätter. Das erste, jüngeren Datums, las ich zuerst. Es lautete, ohne alle Anrede, mit dem Text beginnend:

„Vierzig Jahre sind es heute, vierzig lange, trübe Jahre, seit dem Tage, da ich mich rein, unschuldig und fromm Dir verlobte; Franz, Dir verlobte, Dir, dem besten, dem edelsten der Menschen, der mit seiner unendlichen Liebe, in seinem hohen Edelmuth, das arme, kleine Waisenkind erzogen und beschützt, und der, sein edles Werk zu krönen, dem Bettlerkinde Herz und Hand bot. Diese liebe, treue Hand, die ich heute noch im Geiste inbrünstig an meine Lippen drücke, die unreinen, bösen Lippen, die Dich belogen und betrogen. Franz, könntest Du heute die Reue in meinem Herzen sehen und fühlen, es würde in dem Deinen das Gewicht meiner Schuld dem meines Leides die Wage halten. Franz, guter, hochherziger Franz, zürne mir nicht ob dieser Zeilen; sie kommen aus einem blutenden, todeswunden Herzen, das, wenn dies Blatt in Deinen Händen liegt, so Gott will, aufgehört hat zu schlagen. Ich liege hier im Spital, elend und verlassen; der Arzt sagte mir gestern, ich möge meine Rechnung mit der Welt abschließen, der Tod warte auf mich. Mit wem hätte ich auf dieser Welt noch abzuschließen, als mit Dir. Ich sterbe jetzt in dem seligen Glauben Deiner Verzeihung und der Hoffnung, dort oben würdig erfunden zu werden, einst mit Dir in denselben Gefilden zu wandeln. — Der eingelegte Zettel mag Dir mein Schicksal erzählen, so weit es erzählenswerth. Er brachte mir die Strafe meines Leichtsinnes. Gott schütze, Gott erhalte Dich! Dich grüßt noch im Tode Deine Melitta."

Onkel Franz hatte ganz still und ruhig dagesessen, bis ich zu Ende gelesen. Anfangs freilich war es wie ein Wetterleuchten durch seine Züge gegangen. Die Augen schienen Blitze zu schleudern; doch bald milderte ein leiser Regen das wilde Wetter.

Ich hatte ruhig, als merke ich nichts, weiter gelesen; wußte ich doch nur zu gut, wie wenig Onkel Franz es liebte, im Ausbruch seiner Gefühle gesehen zu werden.

Wir saßen schweigend einige Minuten, bis Onkel Franz mich durch einen Blick bat, das zweite Blatt zu lesen. Ich entfaltete es. Es war vergilbt und die Schrift verschwommen durch reichliche Spuren daraufgefallener Thränen. Sein Inhalt lautete:

„Wundere Dich nicht, wenn ich nicht wieder zu Dir zurückkehre. Nach jenem schrecklichen Morgen erfaßte mich in Deiner Nähe stets ein grenzenloser Schauder; wie kalter Todeshauch umfängt mich Dein Athem, und Deine Stimme klingt mir wie das Aechzen eines Sterbenden. Ich werde das Grauen nicht los. Hilft mir die Feder nicht dagegen, so mag der Tod mich nehmen, der Tod, der Sünde Sold. Die uns von Franz geschickte Summe ist verloren. Suche und forsche nicht darnach. Eine verfehlte Börsenspekulation hat sie auf einmal verschlungen. Mag Gott Dir helfen, ich kann es nicht. Lothar."

Der Brief datirte achtunddreißig Jahre zurück.

Onkel Franz hatte sich erhoben und ging schweren Schrittes auf und nieder. Er war sehr erregt.

Mich dauerte der arme Onkel; ich wollte ihn trösten, aber auch wieder nicht neugierig erscheinen. Die ganze Geschichte war mir neu; und unberufen in anderer Leute Angelegenheiten mich mischen, war nicht meine Sache. Deshalb faltete ich die Blätter zusammen, legte sie auf den Schreibtisch und griff nach dem Hut.

Da legte Onkel Franz die Hand auf meine Schulter. „Bleib', Junge!" sagte er mit bebender Stimme.

Onkel Franz nannte mich immer noch „Junge", trotzdem ich bereits zweiunddreißig Jahre zählte.

„Bleib', ich will mit Dir sprechen. Es ist gut, wenn Du meine Geschichte kennst; mein End' könnte kommen, dann ist's gut, wenn Du Alles weißt. Setz' Dich und höre zu. Ich mache keine Umschweife, will mich kurz fassen — unterbrich mich nicht. Laß mich sprechen, wie zu mir selbst, es ist mir dann leichter."

Ich setzte mich. Onkel Franz blieb mit über die Brust gekreuzten Armen vor dem Fenster stehen und schaute hinaus. Nach einer Weile begann er:

„Ich war dreiundzwanzig Jahre alt, Herr meiner Zeit, meines Vermögens und eines ausgedehnten Geschäftes, denn die Eltern waren Beide todt. Da, es war im eiskalten Winter, wurde eines Morgens vor meiner Thür ein todtes Weib gefunden. An ihrer Seite, in Lumpen gehüllt, lag ein etwa siebenjähriges Mädchen, den Kopf auf den erstarrten Körper der Mutter gedrückt. Man hob das Kind auf und brachte es, da es vor Kälte fast erstarrt, in mein Haus, die Leiche aber nach der städtischen Leichenhalle. Das Kind blieb bei mir bis zu seinem sechzehnten Lebensjahre. Es war ein blühendes, schönes Mädchen geworden und ich ein gereifter Mann, der aber noch närrisch genug war, zu glauben, daß diese junge, frische Menschenblume ihn lieben könnte, ihn lieben mit jener Liebe, die Mann und Weib verbindet für Zeit und Ewigkeit.

Wir verlobten uns. Sie schien so glücklich, und ich, ich war es, ach, so sehr.

Wieder war es Winter und eine Krankheit grassirte seuchenartig in unserer Stadt. Leiche um Leiche trug man zum Kirchhof. Da kam mir der Gedanke, daß, wenn auch ich hinausgetragen würde, meine Braut arm und verlassen zurückbleiben müßte. Ich fühlte es als Pflicht, ihre Zukunft sicher zu stellen und machte mein Testament, ernannte sie darin zu meiner Universalerbin. Denn meine einzige Schwester, Deine Mutter, hatte damals genug, um mein Erbe entbehren zu können. Fünf Tage nach dem, an welchem ich mein Testament gemacht, trat die schreckliche Krankheit wirklich an mich heran. Sie schüttelte und rüttelte mich, nach zehn Tagen gaben die Aerzte mich auf und am elften war ich eine Leiche."

„Du, um Gotteswillen, Onkel Franz, Du, Du warst eine Leiche?"

„Ja, Junge, ja, ich war eine Leiche; aber unterbrich mich nicht, laß mich zu Ende sprechen. Wenigstens war ich es nach Ansicht der Aerzte und der Meinen.

Es war wohl am zweiten Tage nach meinem vermeintlichen Absterben, als der mich bannende Starrkrampf, denn ein solcher hatte meinen Geist und Körper todtenähnlich niedergestreckt, mein Denk- und Gefühlsvermögen in soweit frei gab, daß ich zu hören und fühlen vermochte, was um mich her vorging. Zuerst schwach, dann deutlicher, zuletzt erschreckend klar.

Man hämmerte, „tack, tack," immer in kleinen Zwischenräumen, auf kleinen Nägeln, wie es schien. „Zieht nicht das Zeug so straff, der Herr ist schwer, es könnte durchreißen beim Hineinlegen."

Wo wollte man mich denn hineinlegen und wer sprach da? Ich wollte mich aufrichten; da — ging die Thür auf und es fragte die Stimme von vorhin: „Sollen wir den Herrn gleich in den Sarg legen? Das Zeug ist richtig übergenagelt."

„Nein, kommen Sie morgen, morgen früh; der Sarg soll zuerst geschmückt und dann die Leiche hineingelegt werden."

Sarg, — Leiche? Mein barmherziger Gott, was sollte das heißen? War denn wer gestorben? Vielleicht meine Melitta, während ich krank auf dem Bette lag? Aber nein, man sprach ja vom — Herrn. Gottlob, Melitta war es nicht. Sprach sie nicht auch eben neben mir? Aber zu wem? es klang so zärtlich — es galt mir, gewiß, es galt mir, — zu wem sollte Melitta sonst so liebreich sprechen? Aber ich verstand, ich begriff sie nicht.

„Ach, Lothar, Lothar, ich hab' ihn belogen und betrogen. Sieh', er glaubte an meine Liebe wie an Gott. Er ging mit dem Glauben an mich, an meine Liebe dahin — wohl ihm! Verzeih', verzeih' mir, Franz, verzeih'."

Laut aufschluchzend sank sie an meinem Lager zusammen. In meinem bis dahin noch umflorten Verstande wurde es plötzlich klar. Ich also — ich war die Leiche — ich war der von Melitta Belogene, Betrogene.

Mein Geist arbeitete mit gewaltiger Anstrengung, des Körpers Herr zu werden. Umsonst! in eisig, starre Hülle war die glühende Seele gebannt. War ich wirklich gestorben? Konnte dies der kalte, eiserne Tod sein? War dieser Zustand das Fegefeuer der Seele, das mich heimgesucht, und dieses das große Geheimniß des Todes? Würde dieser Zustand ewig dauern, oder nur, bis der Körper, die eisig starre Hülle, in Staub zerfallen, von Würmern benagt, geborsten, die gequälte Seele frei, geläutert sich aufzuschwingen vermochte in den Aether? — Ja — nein, ich wußte es nicht. Wild stürmte es in meinem Hirn. Man sprach wieder — ich lauschte.

„Sei verständig, Melitta, reibe Dich nicht auf. Es war ja doch so die beste Lösung des Knotens. Was wir bei seinem Leben nie erreicht, jetzt ist es unser. Du bist seine Universalerbin. Habe ich doch selbst das Testament aufgesetzt. Noch ein halbes Trauerjahr und wir machen Hochzeit. Aus Dankbarkeit lassen wir ihm einen prächtigen Grabstein setzen und legen jährlich an seinem Sterbetage einen Lorbeerkranz auf seinen Hügel."

Ha, hatte ich recht gehört? War das nicht Lothar? Lothar, mein einziger Freund, der Vertraute meiner Seele? Und was sprach er? O Gott, konnte denn ein in einem todten Körper gebannter Geist noch irre werden? — Aber gewiß und wahrhaftig, es war Lothar. — Gott steh' mir bei! — Eine gewaltige Wuth erregte meine Seele. Das ganze geistige Fluidum durchströmte mein Gebein. Da — da — das Herz, ja das Herz, es hob zum Schlage an. Das Blut zitterte durch den Körper. Ich lebte. Eine unendliche Kraftanstrengung, ein Ruck — und ich hob den Kopf.

Ein Schrei, ein wilder, fürchterlicher Schrei, ein Fluch erschreckte mein Ohr — und ohnmächtig sank mein Körper auf seine Ruhestatt zurück. — — —

Ich erwachte wieder, lebte weiter; ein Leben, kalt und freudlos.

Ich hatte Alles verloren; die Braut, den Freund, den Glauben an die Menschen. Mir blieb nur Gott und mein in jener Schreckensstunde gebleichtes Haar.

Gott gab den Frieden in meine durch Schmerz geläuterte Seele zurück, mein weißes Haar aber schützte ihn vor neuem Ansturm.

So ging ich durch's Leben, ein Greis innen und außen. — Und sterb' ich, so soll kein Grabstein und kein Lorbeer mein Grab beschweren." — — — — — — — — — —

Er schwieg. Und tief erschüttert standen der Mann, der Greis, die Hände in innigem Drucke vereint, sich gegenüber. Das Räthsel war gelöst. — Dein Denkstein aber, Onkel Franz, soll der Menschen Achtung und meine Liebe sein.

Ein Abenteuer am Kongo.

Lustige Erzählung, frei aus dem Französischen vom Baron **v. Münchhausen**, Oberst a. D.

(Nachdruck verboten.)

„Meine Herren, Scherz bei Seite, Sie wissen, ich übertreibe nie — aber das ist noch gar nichts, was man sich da einst von den Greuelthaten des Mahdi erzählte! Wir sitzen hier gemüthlich am Stammtisch zur „Goldenen Gans" bei einander, — da sollen Sie mal erst am Stammtisch der Papapopas gesessen haben!

Sie wissen, daß ich mit der Erste war, welcher größere Reisen in das Innere Afrikas von der Westseite aus unternahm, um das Kongogebiet aufzusuchen, jetzt ist das etwas Alltägliches — andere Erforscher lagen damals noch in den Windeln. Ich hatte mich vortrefflich ausgerüstet und nahm, als ich meine elfte Entdeckungsreise antrat, nicht einmal eine schwarze oder eine weiße Leibwache mit, gar nichts, absolut gar nichts; nur einige Flaschen guten Getreidekümmel.

Ich war auf einem kleinen Dampfer einige Hundert Meilen hinaufgefahren und hatte unterwegs zahlreiche Kämpfe mit schwarzen Stämmen zu bestehen. Die Kerle überschütteten einen ordentlich — mit Höflichkeiten denken Sie gewiß, Gott bewahre! — mit vergifteten Pfeilen, aber ich war daran schon gewöhnt. Ein Mann, wie ich, meine Herren, der stets schneidig bleibt, der sich bei dem großen Angriff auf Popopapa befand, ein solcher Mann kennt keine Furcht!

Uebrigens das Beste bei den Reisen in den zu Kolonisationszwecken in's Auge gefaßten Ländern ist es noch, daß man wenigstes überall den Affenbrodbaum und den Butterbaum antrifft; hat man einmal nicht gleich Mais, Bananen und Maniok bei der Hand, so hat man doch wenigstens immer Butter und Brod. Im Wasser trifft man häufig den Papyrus an, so daß es einem auch nicht an Papier zum Schreiben und Einwickeln fehlt. In finsteren Nächten kann man sich mit der Oelpalme helfen. Und das ist was für unseren Apotheker hier neben mir — Sennesblätter sind auch da in Hülle und Fülle, auch Indigo, auch Zuckerrohr, wenn man den Kaffee nicht bitter trinken will. Mit dem Fleisch ist es nicht so schlimm, bei allen Stämmen trifft man Rindvieh an, auch Schafe und Kameele, man kann da ebensowenig verderben, wie bei uns. Meine Herren, Sie glauben es nicht, aber Ochsen und Schafe giebt es überall. Was aber die Insekten betrifft — hören Sie, die Termiten sind schlecht, aber die Tsetsefliege — na, meine Herren, nehmen Sie ja mit den Wanzen vorlieb, die Wanzen sind arme Waisenkinder gegen die Tsetsefliegen! Kreuzbombenelement!

Ich hatte einmal einen Stich fort, das war aber eine Wunde, wie von einem Dolchstich! Scherz bei Seite, meine Herren, Sie wissen, ich übertreibe nie! Ich wollte Ihnen ja aber von meiner Kongofahrt erzählen. Hören Sie, das war eine Reise! Immerfort diese Stromschnellen, diese Felsen! Wir kamen endlich zu einer Stelle, da ging es gar nicht mehr weiter, wir mußten das Schiff aus dem Wasser nehmen und tragen."

„Sie waren aber doch allein, Herr Baron, sagten Sie vorhin," wandte der Herr Kämmerer Piepenbrink ein.

„Ja so! Da habe ich wohl ganz zu erwähnen vergessen, daß sich drei Männer zu mir gefunden, die mitreisten! Wir trugen also das Schiff am Ufer so weit hin, bis die Stromschnellen ein Ende hatten, vier Mann nur waren wir, aber Kerle, sage ich Ihnen, Kerle wie ich, von denen immer nur einer auf die Mandel geht! Wir vier Männer trugen den Dampfer so lange, bis die gefährlichen Stellen vorüber waren, dann ließen wir ihn wieder sachte in den Kongo gleiten und setzten unsere Reise fort.

Wir waren da mittlerweile in das Gebiet eines wilden Stammes gekommen, dessen Lieblingsspeise Menschenfleisch ist, in das Gebiet des Stammes der Papapopas. Ich kannte diese schwarzen Teufel schon, ich hatte einmal bei einer früheren Reise den großen Angriff auf die Hauptstadt Popopapa mitgemacht. Das war ein furchtbares Gemetzel, sage ich Ihnen!

Der König Papopapo wollte uns nicht durchziehen lassen, weil die Königin Popapopa Appetit auf unsere zartes Fleisch und unsere Uhren hatte. Wir siegten natürlich; doch ich allein war der Ueberlebende, alle Anderen neben mir und vor mir waren gefallen und ich zog mich tapfer zurück nach diesem blutigen Angriff auf Popopapa. Die Papapopas hatten meiner Büchse den Namen „Rudera" und der Keule, die ich für den Nothfall mitgenommen hatte, den Namen „Rudirallala" gegeben. Ich will das nur kurz hier erwähnen. Wir kamen also wieder in das Land der Papapopas, und da ich ihre furchtbare Grausamkeit und unbegreifbare Rachelust kannte, war ich Tag und Nacht wach und auf der Hut. Aber da ich meine Aufmerksamkeit mehr auf die Ufer, als auf den Kongo richtete, stießen wir plötzlich auf einen unter dem Wasserspiegel befindlichen Felsen, der Dampfer brach mitten durch und wir ertranken, das heißt nur meine drei Begleiter, ich schwamm vielmehr ohne Beschwerde die paar lumpigen Meilen bis zum Ufer und gelangte nun in einen Hain von Palmen.

Jetzt kommt erst die eigentliche Geschichte. Lachen Sie nicht, meine Herren, es ist furchtbarer Ernst! Es war meine elfte und letzte Kongoreise, aber von dieser wäre ich fast nicht mehr zurückgekommen.

Als ich nämlich aufsehe, steht drei Schritte vor mir ein baumlanger, schwarzer Kerl! Aha, dachte ich sofort, das ist Papopapo! Jetzt kommt es zur Abrechnung von wegen Popopapa! Aber ein Mann, wie ich, der stets schneidig bleibt, der sich mit bei dem großen Angriff auf Popopapa befand, fürchtet sich nie! Ich wollte soeben meine Büchse erheben, zielen und Papopapo ohne Weiteres niederschießen, dieses schwarze Ungeheuer, da sprang er auf mich zu, packte mit seinen schwarzen Fäusten meine Büchse und zerbrach sie wie ein Rohr. Dann traf mich ein furchtbarer Schlag, der mich zu betäuben drohte. Kreuzbombenelement, rief ich, in Wuth gerathend, sprang auf und haute mit meiner Keule ganz schneidig zu. Das half! Ich hatte damals noch ganz schauderhafte Körperkräfte. Nun aber kommt die Hauptsache dieser meiner Reise. Papopapo war von dem Schlag meiner Keule zusammengebrochen und nun band ich ihm Arme und Beine fest. Da aber sah ich — Scherz bei Seite, meine Herren, Sie wissen, ich übertreibe nie — ich sah den vor mir Liegenden genau an — es war nicht der König Papopapo vom Stamme der Papapopas, es war auch nicht die Königin Popapopa, es war — erschrecken Sie nicht — es war ein Gorilla, ein ungeheurer Affe! So kann man dort den Uebergang vom Affen zum Menschen verfolgen. Ich nahm den Gorilla mit und brachte ihn dem Berliner Aquarium, und da ist er, da können Sie ihn noch heute sehen, wenn er nicht inzwischen gestorben ist, bevor Sie hin kommen!

Das war meine elfte und letzte Kongoreise. Uebermorgen, meine Herren, erzähle ich Ihnen etwas von meiner zwölften Kongoreise."

Buntes Allerlei.

Margarita, Königin von Italien. (Zu unserem Bilde auf Seite 65.) Eine leuchtende Schönheit, gleich der Blume des Südens, deren Namen sie trägt, ist Italiens Königin Margarita. Die fürstliche Frau, verehrt und gefeiert von Vornehm und Gering, von den schneebedeckten Häuptern der Alpen bis hinab zum Spiegel des Jonischen Meeres, ist am 20. Novbr. 1851 als Tochter des jetzt verstorbenen Prinzen Ferdinand von Savoyen geboren, der den Titel eines Herzogs von Genua führte und ein Bruder des Königs Viktor Emanuel war. Der sieben Jahre ältere Kronprinz Humbert gewann die Neigung und das Herz seiner liebreizenden Kousine und so feierte die erst 17 jährige Prinzessin am 22. April 1868 ihre Vermählung mit dem Manne ihrer Wahl, dem ersten Erben der Krone des geeinigten Italien. Der lange Wittwenstand des Königs „Galantuomo" hatte dem Kronprinzen Humbert in seiner reiferen Jugend den stillbeglückenden Zauber des Familienlebens schmerzlich entbehren lassen, seine junge Ehe brachte ihm dafür reichen Ersatz. Wie die jugendlich schöne Kronprinzessin, die ihren Gemahl am 11. Novbr. 1869 mit einem Sohne, dem Prinzen von Neapel und jetzigen Thronerben, beschenkte, ein Musterbild war aller weiblicher Tugenden, so strahlt auch Königin Margarita, seitdem ihr Gemahl im Jahre 1878 den Thron bestiegen, der italienischen Frauenwelt als glänzendes Vorbild voran. Dem Könige ist sie eine königliche Gefährtin, aber auch dem Volke gehört ihr Herz und ihre Hand ist die freigebigste, wo es gilt, die Noth zu lindern und die Thränen der Armuth zu trocknen. Das hat sich namentlich bei dem großen Elend gezeigt, das die Erderschütterungen veranlaßten, welche Italien in den letzten Jahren so furchtbar heimgesucht haben.

Unmodern. Aurelie: „Weißt Du, Anna, ich leide jetzt fast immer an Migräne." — Sophie: „An Migräne? Das ist jetzt ja gar nicht mehr modern."

Kindermund. Beim Schlafengehen sagt Toni zu ihrem Brüderchen: „Wenn ich recht was Hübsches träume, dann weck' ich dich auch dazu."

Feine Grobheit.



A.: „Was wollen Sie da zeichnen?"
B.: „Den Kopf eines Schafes."
A.: „Haben Sie denn ein Modell dazu?"
B.: „Nein; beruhigen Sie sich nur, Sie brauchen hierbei nicht Modell zu stehen."

Kaiser Wilhelm im Thiergarten. (Zu unserem Bilde auf Seite 69.) Wie der Thiergarten der vornehmste Erholungsort ist für die Bevölkerung Berlins, so sucht auch Kaiser Wilhelm, wenn er in der Reichshauptstadt weilt, bei seinen Spazierfahrten in der Mittagsstunde mit Vorliebe den schönen Park im Westen Berlins auf. Er läßt in der Regel den Kutscher am Brandenburger Thor links in die Königgrätzer-Straße biegen; dann wird durch die Lennéstraße die Thiergartenstraße aufgesucht, welche der kaiserliche Herr bis zur Großen-Stern-Allee durchfährt, um über die Zelten und den Königsplatz durch den nördlichen Theil des Thiergartens zurückzukehren. Wir sehen auf dem Bilde den Kaiser soeben diese Rundfahrt durch den Thiergarten antreten — die Straße, welche von der Hauptschlacht des Jahres 1866 ihren Namen trägt, ist das erste Stadium, die Allee, welche von der nach 1870 errichteten Siegessäule direkt auf den Triumphbogen Berlins, das Brandenburger Thor, führt, ist das letzte Stadium dieses Weges.

Muflons und Lämmergeier. Erst wenn die Sonne die Berge breit bescheint, erheben sich die Lämmergeier von ihrem Horst oder von der Felsplatte, wo sie genachtet, zu ihrer hohen Pürschjagd. In raschem, geräuschlosem Falkenflug schweben sie nur etwa in Kirchthurmhöhe über der Thalsohle, den herabgesenkten Kopf nach allen Seiten drehend, spähend und horchend. Erlugt er endlich eine Beute, ein Murmelthier, einen Hasen, einen Fuchs, so stürzt er sich nicht pfeilschnell, wie der Adler, auf sie herab, sondern naht seiner Beute in weiten Kreisen, streift sie, von der Seite heranrauschend, vom Boden weg und trägt sie in den Fängen fort. Anders aber muß er bei größeren Thieren verfahren. Sie jagt und stößt er, wo irgend möglich, in einen Abgrund und holt sie dort. Dieses Schicksal ereilt auf unserem Specht'schen Bilde auf Seite 68 das arme Muflonlamm, trotz dem furchtbaren Angstschrei der Mutter, trotz der Gegenwehr des muthigen Widders. In der Luft schwebt noch ein Lämmergeier, wohl das Weibchen, und wenn das Rudel der Muflons (Wildschafe) den Rand nicht verläßt, so droht in kurzer Zeit, zwar nicht dem Bocke — an ihn wird sich der Geier nicht wagen —, wohl aber der Mutter derselbe Tod.

Auflösung der Schachaufgabe Nr. 10.

Weiß.	Schwarz.
1) T. B 1 nimmt B 4 †	1) A 5 nimmt B4 oder A.
2) K. B 7 — C 6	2) K. C 4 — B 3 oder a).
3) D. D 8 — D 2	3) Beliebig.
4) D. setzt Matt.	

a)

2)	2) T. A 3 — D3.
3) D. D8 — G8 †	3) T. D 3 — D5.
4) D. G 8 nimmt D 5 setzt Matt.	

A.

1)	1) K. C 4 nimmt B 4.
2) D. D8 — D4 †	2) K. B 4 — B 5 oder b).
3) S. D 1 — B 2	3) Beliebig.
4) D. D 4 — B 6 setzt Matt.	

b)

2)	2) K. B 4 — B 3.
3) D. D4 — C3 †	3) K. B 3 — A 2.
4) D. C 3 — B 2 setzt Matt.	

Rebus.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Gemeinnütziges.

Mittel gegen die Wassersucht. Man lasse drei gute Hände voll Brunnenkresse und eine große weiße Zwiebel in 1½ Maß Wasser bis zu einem Drittel einkochen. Der Patient muß von diesem Dekokt, ohne daß es ausgedrückt ist, des Morgens ein Glas voll lauwarm genießen, eine Stunde nach Mittag wieder ein Glas voll, und so noch 1 oder 2 Tage damit fortfahren, so widerlich auch die Folgen des Einnehmens für den Kranken sein mögen. Bald wird sich heftiger Schweiß einstellen; alle Absonderungswege werden zu operiren anfangen, besonders wird Tag und Nacht durch die Harnwege eine außerordentliche Menge Wasser abgehen, so daß sich nach und nach die Geschwulst ganz verliert. Ein Arzt muß die Kur mit stärkenden Mitteln vollenden.

Räthsel.

Aus Sand erzeugt und aus des Feuers Gluth,
Zeig' ich dir, was im Staube wohnet;
Den, der im Staube Wunder thut,
Im Sandkorn, wie in Sonnen thronet.
Auch bei der Tafel werd' ich sehr gebraucht;
Nicht selten dien' ich dir beim Schreiben;
Selbst einst vom Alter angehaucht,
Werd' ich dein treuer Freund noch bleiben;
Dich deckt mein Schild, durch das des Lichtes Strahl
Mit seinem milden Schimmer dringet,
Wenn Boreas uns ohne Zahl
Schneeflocken, Eis und Kälte bringet.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Scherzaufgabe.

Welches Bild ist stets lebenstreu und doch kein Werk der Kunst?

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Auflösung der Scherzaufgabe aus voriger Nummer:
Das Fahrwasser.

Auflösung des Rebus aus voriger Nummer:
Doppelt genäht hält besser.

Charade.

Die erste Silbe wird gehangen,
Die Zweite hol' aus Engelland.
Das Ganze hat schon angefangen
Der ersten Mutter kecke Hand.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung der Räthsel aus voriger Nummer:
Kreuz. — Ahorn, Nahor.

Redigirt von C. Bötzel in Berlin.
Gedruckt und herausgegeben von John Schwerin's Verlag, A.-G., in Berlin W., Behrenstr. 22.